

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 80.

Mittwoch, 7. April

1926.

### Schellbruch.

(20. Fortsetzung.)

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

#### XXV.

Es geschahen Zeichen und Wunder. Frau Witt erhielt ihre Silberfachen zurück. Sie kamen, wohlverpackt, mit der Post aus der Nachbarstadt. Witt machte sofort dem Polizeimeister Mitteilung davon.

„Hoffentlich kommt nun auch noch das Geld“, meinte er hoffend, aber darin täuschte er sich.

Der Polizeimeister sagte, als er mit seinem Getreuen allein war:

„Die Spitzbuben scheinen hier bei uns nicht zu suchen zu sein, lieber Grünau.“ Grünau schwieg.

Zwei Tage nach dem Wiedereintreffen der Wittschen Silberfachen erlebte Grünau die schlimmste Stunde seines Lebens, von dem Jugenderlebnis, das er seinem Schwiegervater anvertraut hatte, vielleicht abgesehen.

Er schritt in Gedanken versunken durch die Neue Straße, in der die drei Sterne zu allen Tageszeiten verheißungsvoll blinkten. Er hatte diesmal nicht auf diese Wirkkraft acht gegeben. Plötzlich klopfte jemand an ein Fenster. Der Beamte sah auf, im selben Augenblick fühlte er, wie ihn ein glühendes Rot überlief. Denn an den drei Fenstern des ehrenwerten Lokals standen Schnabel, Lemke und — Hannes Gemoog; hinter Lemke tauchte das spöttische Gesicht Strunks auf. Die drei ersteren lachten und winkten Grünau; daß sie weit über den Durs getrunken hatten, bewiesen ohne weiteres ihre geröteten Gesichter.

Grünau hatte für die Dauer von Sekunden einer Schwäche nachgeben müssen; dann gewann er wieder die Herrschaft über sich und setzte seinen Weg fort.

Nicht, daß Betrunkene sich den Spaß gemacht hatten, ihn zu verhöhnen, bewirkte den nachhaltigen Aufbruch in ihm, sondern das erniedrigende Gefühl, durch Vorkommnisse, die in sein dienstliches und persönliches Leben so schmerzhaft eingriffen, mit jenen Männern verbunden zu sein. Er sah keinen Ausweg mehr; Hoffnungen, Wünsche — alles wurde mit begraben. Die Verkettung unseliger Umstände erschien ihm ebenso ungeheuerlich wie in ihren Wirkungen lebenszerstörend.

Er ging nach Hause und warf sich aufs Sofa. Was nun? ... Hatte Eggers geschwiegen? ... Es war nicht anzunehmen. Der arme Tropf hatte sich von Lemke und Schnabel einsperren lassen und von seinem Auftrag berichtet, und damit war alles verloren. Die Rollen waren vertauscht. Nicht mehr Schellbruch war das Opfer — denn Schellbruch würde von jedem Psychiater als geisteskrank hingestellt werden —, sondern er, Alfred Grünau. Und so sehr drückte ihn Scham, Schuld, Bewußtsein, Verzweiflung, daß alle Entschlußkraft von ihm wich.

Dieser Zustand hielt tagelang an; er war regelrecht krank. Doch dann kehrte der Lebensmut zurück und damit der Wille zum Handeln. Wie, er sollte den Spuren seines Schwiegervaters folgen und sich von Schattenbildern einschüchtern lassen? ... Sein Plan war gefaßt. Schellbruch mußte sofort sein Wächteramt niederlegen; das weitere würde sich von selbst zeigen.

Aber ein neues Hindernis warf den wohlbedachten Plan über den Haufen: Schellbruch weigerte sich mit

aller Entschiedenheit, der Aufforderung nachzukommen — er erriet bei dieser Gelegenheit von neuem, daß sein Geist gelitten hatte; dem Polizeimeister aber tat es leid, ein Nachwort gegen den Alten zu sprechen.

„Es wäre zu hart, Grünau“, sagte er. „Wir werden schon einen schicklichen Grund finden; nur nichts überstürzen!“

„Es muß sein, Herr Polizeimeister“, erwiderte Grünau in tiefer Erregung.

Ein verwundeter Blick streifte ihn. „Warum?“

„Weil ... es könnten sich ähnliche Dinge ereignen, schlimmer vielleicht noch ... wer will da die Verantwortung übernehmen, Herr Polizeimeister?“

Der alte Herr rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her.

„Da haben Sie recht, wahrhaftig! ... Also sagen wir in acht Tagen. Schneller ist die Sache nicht zu machen. Denn wir müssen Ersatz für Ihren Schwiegervater haben; er selbst muß unauffällig unter irgendeinem Vorwande sein Amt niederlegen. — Sind Sie nun zufrieden?“

„Ja, Herr Polizeimeister.“ Aber es klang durchaus nicht freudig.

Acht Tage noch! Würden sie ruhig verlaufen? ... Sein Nachdenken darüber war zwecklos, denn nun griff eine höhere Hand ein.

#### XXVI.

Solange Lemke von kleinen und größeren Schweigegeldern sein Leben fristete und die Gäste der Drei Sterne im Spiel betrog, hatte er immer noch das Gefühl, etwas zu gelten. Er war doch noch mit der Gesamtheit verbunden, wenn auch auf fragwürdige Art. Diese Selbsteinschätzung wurde schwankend, als er sich mit Schnabel eingelassen hatte; bald sah er sich mehr und mehr von der bürgerlichen Gesellschaft losgelöst und dahin gedrängt, wo die Feinde dieser Gesellschaft stehen. Seine Neigungen, die auf Zerkürung gerichtet waren, hatten den natürlichen Weg genommen.

Aber dieser Zustand trankte ihn, und seitdem er von Hannes Gemoog verfolgt worden war, als wäre er, Lemke, ein Verbrecher, kehrte seine Selbstbestimmung zurück. Er mußte diese Beziehungen lösen, bevor etwas eintrat, was ihn unweigerlich mit hineinriß, mochte er an einer Schandtat Schnabels beteiligt gewesen sein oder nicht.

Er sann und sann, bis langsam ein unbestimmter Plan Gestalt annahm. Immer wieder kamen ihm schwere Bedenken, ein winziger Rest bürgerlicher Ehrbarkeit — oder war es nur die Furcht vor der Strafe und der öffentlichen Verdammnis? — hielt ihn fest. Doch nein, es ging nicht anders. Wenn er von hiet verschwand, mußte er Geld in den Fingern haben.

Nach dem Fensterwurf bei Hans Witt und dem Einbruch bei seinem Vater hatten die Versicherungsgesellschaften gute Geschäfte gemacht. Alle Lauen und Nachlässigen waren aufgeschreckt worden und hatten das Versäumte schleunigst nachgeholt.

Eines Tages sah in den Drei Sternen ein Agent,

der mit Anton Strunt verhandelte. Es kam zu einem Abschluß, Lemke wurde von dem Wirt an den Tisch geholt, um sich an dem Kauftrunk, der zu Lasten des Vertreters der Versicherungsgesellschaft ging, zu beteiligen.

Es wurde eine feuchte Sitzung daraus. Der Sternwirt hatte andere Pflichten zu erfüllen, Lemke war mit dem Agenten, einem Auswärtigen, allein.

Er machte Andeutungen, daß er ein Haus besitze; nach Verlauf einer Stunde war sein Gewese — das Erbe seiner Frau — gegen Feuersbrunst versichert. Nach vierzehn Tagen hielt er die Police in Händen, die Gebühren konnte er noch eben von dem Gelde, das eigentlich Wäcker Witt gehörte, erlegen.

Seit drei Tagen suchten Herbststürme das Land heim. Sie kamen vom Westen, setzten über Dörfer und Städte und nahmen spielend alle Hindernisse. Rissen Telegraphenstangen um, entwurzelten Bäume, deckten Häuser ab; der Fluß, der an der kleinen Stadt vorbeistieß, trat über die Ufer. Nur die ältesten Leute konnten sich auf Ähnliches besinnen. . . .

Eine Nachtwache unter diesen Umständen! . . . Wie die Wölken jagen, wenn der Mond hindurchlugen kann; wie es heult und braust! Die entblätterten Bäume in den Alleen und Gärten stöhnen und ächzen, denn es gilt ihr Leben; am schlimmsten aber, zumal für ein krankes Gemüt, ist das Klagen, das in stilleren Winkeln laut wird. Es ist ein leises, heimliches Weinen, die Brust erschütternd, weil es keine Gnade verheißt. Gerichtstag über die Menschen — Weltuntergang!

Niemand ist auf der Straße zu sehen; der träge Schritt der Wächter wird von dem Orkan verschlungen.

Schellbruch hatte, wie immer, um 10 Uhr seine Wache angetreten. Vorher waren noch seine beiden Töchter bei ihm gewesen. Sie hatten ihm Kaffee gekocht und ein Paket mit Gewaren in seine Manteltasche geschoben; zögernd sichtbar aufs tiefste besorgt und nach liebevollem Abschied waren sie gegangen. —

Schellbruch erlebte alle Schrecken der Einsamkeit. Aber er macht seine Runden wie immer; eins in ihm ist nicht erstorben: sein Pflichtgefühl. Als es Zwölf vom Kirchturm schlägt — wie aus weiter Ferne, ganz schwach nur dringt der Schall herüber, denn er wird von dem drängenden Sturm entführt —, da hat der Wächter, genau wie sonst, zweimal seinen Bezirk durchmessen. Er beginnt die dritte Runde: Markt, Lindenallee, Breitestraße, Pflaumenweg, Ringstraße. Jetzt gelangt er in die Sedanstraße. Sie ist nur kurz, besteht aus acht unscheinbaren Häusern, die eine Front bilden; auf der anderen Seite befindet sich ein großer Privatgarten, dessen schnurgerades Gitter die Straße begrenzt. In einer Reihe mit den acht Häusern, aber durch einen großen Zwischenraum von ihnen getrennt, stehen zwei andere Baulichkeiten: ein ziemlich verfallenes Wohnhaus und westlich daran anschließend ein Schuppen, der einer Holzjägerlei als Vorratsraum dient. In dem verfallenen Hause wohnt Lemke. —

Schellbruch läßt es nicht achtlos liegen. Er geht bis zum Schuppen, hört hier deutlicher noch als eben das dumpfe Rauschen des Flusses, macht kehrt und setzt seinen Weg fort. Die Dunkelheit verschlingt ihn, er befindet sich auch schon in einer anderen Straße.

Da schiebt sich an der Schuppenwand eine Gestalt entlang; sie bleibt regungslos stehen, als der Mond für Sekunden zum Vorschein kommt; als sich neue Wolkenmassen vor ihn schieben, wird der Schatten an der Mauer wieder lebendig; schiebt sich weiter und ist verschwunden.

Die ganze Wut des Sturmes gilt dem Schuppen, der sich schwach gegen Lemkes verfallenes Haus anlehnt. Was wird da geschehen? . . . Werden beide von einer Windhose in die Lüfte erhoben und dann in tausend Stücke zerbrechen. Lemke und die alte Frau Stüven mit ihnen? . . . Doch nein, Frau Stüven ist vor wenigen Tagen zu einer kranken Tochter gefahren; Lemke hat durchaus nicht abgeraten, sondern willfährig die Versorgung seines Hausstandes auf seine Männerschultern genommen.

Aber die Windhose bleibt aus — die Mauern halten dem Wüten stand —, da kommt dem Sturm ein anderer

Bundesgenosse. Ein roter Strahl, einer Stachelnflamme gleich, bringt plötzlich aus dem Dach des Schuppens. Triumphierend fällt der Sturm die Feuerzunge an, jagt sie über das geteerte Dach; ein roter Schein erhellt die Dunkelheit.

Auf Lemkes Palast fallen Funken. Er kann binnen kurzem das Schicksal des Schuppens teilen, und wer weiß, ob sich nicht bössartige Menschen finden, die seine Versicherung, daß das Feuer seinen Anfang im Schuppen genommen habe, nicht teilen. . . .

Als Schellbruch den Glodengrund hinabschreitet, dringt von dem Westturm wie auf Flügeln getragen, der Schrei „Feuer!“ zu ihm hin. Das Stück Brot, das er soeben zum Munde führen will, entfällt seiner Hand, er taumelt.

Feuer! . . . In dieser Nacht, am westlichen Teil Feuer — das kann die Stadt kosten! Und jeder in seinem Revier! Fünf Tage vor seinem letzten Wächterdienst! Man wird sagen, daß er lässig gewesen ist, die ganze Schuld wird man ihm zuteilen, alle Flüche werden ihn treffen. . . . Das Ende, geht es durch seinen wirren Geist, das Ende.

Aber er reißt dennoch das Nebelhorn an seinen Mund; für Augenblicke horcht der Sturm auf diese seltsamen, dumpfen Töne, dann setzt er mit verdoppelter Wut seine Angriffe fort. (Fortsetzung folgt.)

## Vorfrühling am Waldsee.

Von Ed. Wienrich (Magdeburg).

Zwei lange Wochen schon gab es keinen Sonnenblick mehr. Tag und Nacht brauste der ungestüme Nordwest durchs Land, brüllte hohl im dunklen Kiefernforst, heulte über braune Adershöhlen und grüne Saaten und trieb tiefhängende Wolkenmassen vor sich her, die oft das Licht des Tages in graue Dämmerung verwandelten und die Erde überreichlich mit herniederpeitschendem Regen oder mit wässrigem Schneefall versorgten. Der langgestreckte See im Tale befand sich dauernd in wildem Aufruhr, schaumgekrönte Wellenberge jagten über die dunklen Wasser, flakhten an fahle Uferländer, oder brachen sich rauschend an weißen Rohrwänden.

Und nach all dieser blödsinnig düsteren Zeit der letzten Winteroffensive ist urplötzlich ein Vorfrühlingstag erwacht mit reinem, stahlblauem Himmel und einer Überfülle von Sonnengold, daß es mich am frühen Morgen vom Lager hochgerissen hat. Ein Schneesack draußen steht in mir und zwei Stunden später habe ich nach kurzer Fahrt den Bahnhof der noch stillen Kleinstadt verlassen und wandere nun, die frische Luft tief in die Lungen saugend, nach kurzer Zeit auf der Krone des alten Elbdammes, der sich in unregelmäßigen Windungen zwischen feuchten Wiesen und braunen und grünen Ädern hinzieht, nach Norden. An den mir vertrauten See will ich, der sich am Dange des Kiefern- und Birkenbestandes hinzieht. Aber ich denke gar nicht daran, den mir ans Herz gewachsenen Angelpunkt auszuüben, deshalb habe ich mich auch nur mit Rucksack und leichter Spinnrute versehen. Langsam verfolge ich meinen Weg, denn ich habe ja noch viel Zeit. Mit Wohlbehagen lasse ich mich von den Strahlen der Sonne erwärmen, die heute, als hätte sie so mancherlei nachzuholen, freudig pulsendes Leben in Gottes weiten Garten hineingezaubert hat. Ein einziger Jubelruf scheint durch die Natur zu gehen. Unermüdlich trillern die Vögel, in den einzelnen alten Eichen, welche die unselige Inflationszeit glückselig überdauert haben, schlagen die Finken, geigen die Kohl- und Blaumeisen, und in den Heden an den Böschungen singt die Goldammer. An einer scharfen Biegung meines Pfades, dem ich pürschenden Schrittes folge, bleibe ich stehen, weil ich zuerst den kleinen, lustigen Sauntönig gar nicht entdecken kann, der einen Spektakel macht, als sei er wunder was für ein Kerl. Das kleine Schwänzchen steil nach oben gerichtet, wippt er eben unter einer alten Wurzel hervor, bebende schlüpft er durch den Weißdornbusch und dann schmettert er mir sein kurzes Liedchen zu, daß es nur so eine Art hat. Aber die Wiesen taumeln die Kiebitze. Es will mir scheinen, als klänge heute ihr langgezogenes „Ki-witt“ gar nicht so traurig wie sonst, und selbst die über mir wegstreichenden Krähen scheinen heute am ersten Vorfrühlingsstage etwas Besonderes in der Stimme zu haben. Vom Felde her kommen zwei Mümmelmänner bedächtig angehopfelt, direkt auf mich zu. Am Fuße des Damms, kaum zehn Schritte, bleiben sie mit aufgerichteten Köpfen hocken und starren nach dem zu Stein erstarrten Gespenste, das sich klar am Himmelsblau

abzeichnet. „Entschieden verdächtig“ scheint man zu taktulieren. Sicher ist sicher — deshalb geht es zögernd ein kleines Stück fort aus der Nähe dieser sonderbaren, reglosen Gestalt; dann sitzt das Bärchen oben auf dem Dämme, glockt mich noch eine kleine Weile an, um dann in schneller Fahrt über die Wiese zu eilen und hinter der Rohrkante des Grabens, der in den See mündet, zu verschwinden. Langsam folge ich ihnen, denn auch ich will über das kleine Wehr, das in den Graben eingebaut ist, um die Feldseite des Sees zu erreichen. Ich denke daran, daß das anhaltende, nächtliche Wetter der letzten Wochen den ersten und wertvollsten Hasenjag wohl so ziemlich vernichtet haben mag, da kurtzt dicht vor mir ein Rebhuhnpaar hoch und fällt auf dem nächsten Sturzader wieder ein. Auf einer hochstehenden Aderklosse schreit mir der Hahn, ungehalten über die Störung in seinem Liebeswerben, wütend sein „Gärrred“ herüber.

Dann dauert es nicht lange, und ich stehe am Ufer des Sees, der bei der herrschenden Windstille glatt wie ein Spiegel vor mir liegt. Ich habe mein Zeug zusammengepackt und lasse das kleine, mit einem Drilling versehene Metallfischchen durchs Wasser gleiten, versuche es hier und da, aber als ich nach langem Bemühen endlich zwei halbfundige Barsche, die rund wie Kugeln aussehn, weil sie noch vollgepfropft mit Laich sind, mein Eigen nenne, und sich auch noch ein windiger Grasbüschel betören läßt, den ich aber leicht von dem Haken lösen kann und dann seinem Element zurückgebe, da habe ich die Geschichte satt, und ich packe meine Siebenstachen wieder zusammen, spanne die Seidenschnur zum Trocknen aus, setze mich auf einen Grenzstein, verzehre mein Frühstück und brenne mir die bewährte Trösterin bei allen Mißerfolgen, meine Kurze, an.

Die Sonne ist höher gekommen. In den breiten Rohrbeständen wird es lebendig. Erst vereinzelt, dann aber will das Geplunze und Geplänze gar kein Ende nehmen. Aha — also Hochzeitsstag der Herrschaften mit den großen Schnausen ist heute. Die dünnen Rohrstengel rasseln und knaden, wenn die tollten Liebesleute durchs leichte Wasser segeln. „Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet das Wasser“ — das ist mein frommer Wunsch, indem ich am Ufer weitergehe.

Nach Überspringen eines Grabens befinde ich mich auf der tablen Schafweide. Hier will ich erst mal bleiben, deshalb setze ich mich auf den zusammengelegten Rodenmantel an das steile Seeufer. Mir gegenüber, am anderen Ufer, stehen sich mäßige bewaldete Höhen entlang. Zwischen düsteren Kiefern treten die weißen Birkenstämme um so schärfer hervor. Die Salweiden haben sich in einen leichten, hellgrünen Schleier eingesponnen und ihre weißen Räschen, die die braunen Hüllen sprengten, strecken die goldverbrämten Köpfchen der Sonne entgegen. „Paat—Paat—paat, paat“ ertönt es leise im Geleise. Ein Wildentenpaar arbeitet sich durchs dicke Rohr. Im freien Wasser angekommen, werden die blaugrünernden Köpfe nach allen Seiten gewendet und als man den Habicht, diesen frechsten der gefiederten Raubritter, entdeckt, der drüben über dem Walde seine elegante Flugkunst zeigt, ist man mit komischer Hast wieder in der schließenden Rohrwand untergetaucht. „Gtiä-gtiä“, schreit der Mordgesele seinen Jagdruf zu mir herüber und schwebt mit reglos ausgebreiteten Schwingen über den Kronen des Kiefernforstes.

Auf einmal erklingt hinter mir auf dem Sturzader angstvoll der schrille Klagelaut eines Hasen in ununterbrochener schneller Folge. Schnell bin ich herum und sehe, als die wilde Jagd näher herankommt, einen sonderbaren Reiter auf dem Rücken des Krummen. Ein großes, rotbraunes Wesel, das ihn wohl im Schlafe überfiel, hat sich in des armen Lammes Genid festgebissen. Der Hase wirt sich in seiner Angst auf den Rücken, um den Mörder abzustreifen, aber das hilft nicht, was dessen spitze Zähne einmal gefast haben, halten sie fest. In rasenden Fluchten jagt Mummelmann, Entsetzen in seiner quälenden Stimme, über die Schafweide, — da, ein flüchtiger Schatten, senkrecht wie ein Stein lauft es herab mit eingelegten, braunen Schwingen; die goldgelben Ständer blocken auf Mummelmanns Rücken auf. Anscheinend haben die scharfbewehrten Fänge des alten Habichts nicht den Hasen, sondern den rotbraunen Reiter gepackt, der schnell von seinem Opfer, das in rasender Flucht das Weiße sucht, abgelassen hat und sich voll Schmerz und Wut seinem Gegner zuwendet. Diesem mag es mit der ausgegriffenen Beute nicht ganz wohl sein, denn er steht jetzt mit hohlen Fittichen und vorgeschobenem Schnäbelstiel senkrecht in der Luft und führt vergeblich wilde Schnabelhiebe nach dem blutdürstigen Tier, das sich in seinen Leib gefressen hat. Noch eine Weile dauert der erbarmungslose Luftkampf, dann kippt der große braune Vogel um, versucht sich mit krampfhaftem Schlagen der Schwingen noch einmal zu halten, stürzt dann aber, seinen Gegner auch im Tode noch fest umkrallt haltend, und diesen unter sich begrabend in den See. Einige zudende Be-

wegungen noch, dann ist es still geworden. Reize vererbten die Kreise, die sich auf spiegelnder Wasserfläche verbreiten, an den Ufern. Das Drama, ein unschönes Bild, das nicht hineinpaßt in das geheimnisvolle Werden und Drängen des ersten Vorfrühlingsstages, ist zu Ende.

## Hände.

Von Heinrich Reiss.

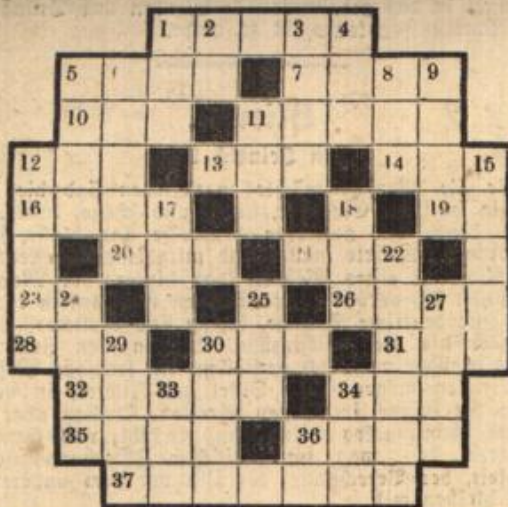
Wie die Menschengesichter verschieden sind die Hände, vielfältig in ihrer Eigenart, starke und scheue, knochige und schmale, raube und gepflegte, blutvolle und blasse, schlant und tierhaft behaarte, nackte und mit Ringen bedeckte, alle geben Ausdruck eines Wesens, das hinter der Maske der Gewohnheit sich verbüllt; wie Mienen und Antlitze reden die Hände eine deutliche Sprache, ja, sie sind ehrlicher, rückhaltloser noch als die Gesichtszüge, die in den Zwang des Willens gerissen wohl sich verstellen, ein fremdes Wesen zur Schau tragen mögen. Im Spiel der Finger, in der Bewegung der Hände, im Tasten, Greifen, Krallen aber offenbart sich schonungslos Stimmung, Gefühl und Gemütsart und verrät sich, was im geschickten Täuschungsspiel der Höflichkeit, der Berechnung, der List vor dem anderen verborgen bleiben will.

Hände sind Spiegel der Seele, tastende Fühler, lebendige, unbewußte Überträger des heimlichsten Empfindens. Sie ruhen in Behagen, zittern in Freude, krampfen sich in Ungeduld, zucken in Schmerz, ballen sich in Haß. Wünsche und Gedanken, helle und gütige Gefühle sind auf ihnen abgezeichnet wie Krankheiten, Leidenschaften und Laster. Schmal und schlant vibriert die Künstlerhand, breit und rot spreizt sich die Tasse des Genußmenschen; verkümmert sind die Finger des Geizigen, wie erstarrt in der ewigen Bewegung des Geldtraffens, lässig geöffnet die Finger des Verschwenders, durch die das Geld unbeachtet hindurchrollt. Weiß färben sich die geprehten Knöchel an der harten Faust des Willensmenschen, schlaff zittert die Hand des Trunkenen, grob und brutal streckt sich wie ein lauerndes Raubtier die Pranke des Gewalttäters. Von blühendem Schmutz schimmert, mit Ringen eitel aufgepumpt, die weiche, fleischige Hand des profigen Reichen. Wie seltsam ist es, wie in all diesen Händen mit den Süchten, Trieben, Wallungen des Blutes das Leben sich zu erkennen gibt, fast als spottete es des unfruchtbaren Bemühens, hinter gleichförmiger Maske zu verstecken, was aus den Poren des Leibes aufquillt, was mit dem Blute kreist und schwingt, was im Zwang des Fühlens und Denkens hinter den Schläfen sich zusammenballt.

Unzählige Hände überstreifen wir im Wechsel des Erlebens, schlingeförmige, weiche, derbe und knochige, zuweilen aber gelehrt es, daß der Eindruck von irgend einer Hand und bei irgend einer zufälligen Gelegenheit in uns eindringt und haften bleibt: da ist vielleicht die zugleich zitternde und verkrampfte Hand eines Spielers, der den letzten Einsatz wagt; die zudenden Finger eines Ungeduldigen, der auf eine Botschaft wartet zur Erfüllung seines Glückes oder seines Unterganges; die bleichen, zaghaften Hände einer Kranken, matt wie welcke Blütenblätter, von denen man schon ahnt, daß sie bald fahl und blaß niedersinken in den Staub; oder die Kraft schnellender Adern, zu Mut und Tat gestrafft im frohen Selbstvertrauen und in der sicheren Gewissheit des Gelingens.

Diese Hände, die so heftig in unser Bewußtsein greifen, daß es scheint, als rüttelten sie an unserm Herzen, die in unserer Erinnerung stehen noch lange danach, sind sie es nicht, die einen stöhlischen Gedanken, ein Wissen von Schicksal eingeben, die mit der Offenbarung eines fahlen Blickes künden, was unaufhaltsam zur Erfüllung reift, was doch verborgen schlummert in der Gewohnheit des Alltags? Nun aber lösen sich einen Atemzug lang die Schleier, die das Geheimnisvolle umspinnen, und das Auge sieht eine fremde Welt aufgetan: bis das Schicksal die Pforte schließt und nur ein Empfinden zurückläßt von Freude, Mitleid, Abneigung, Vertrauen oder Furcht, und im Wirbel des Schauens wieder die anderen, mannigfaltigen Hände erscheinen; blasse, schmale, harte, blutvolle, nackte und mit Ringen bedeckte, keine aber so sprechend, so seltsam schicksalshundend wie die eine, um die ein rubelloses Erinnern kreist, deren kurzer Anblick von einem ganzen Leben Deutung geben kann. Denn der Zufälle und Begegnungen des Lebens sind unzählige, selten springt ein Funke des Versteheens über von Hirn zu Hirn und Herz, und zwischen den Stunden heftigster Erkenntnis fließt grenzenlos weite Einsamkeit, Hände aber greifen hinweg über die Leere, und Hände sind es, die sich finden, sich verschlingen zu Halt und Kraft, die in starker Verbundenheit den magischen Kreis des Blutes schließen und über die Tiefen des Verlassenseins einander emporziehen zu den hellsten Bergen gemeinsamer Schreckens.

## Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Musikinstrument. 5. Kleines Pflanzengewächs. 7. Buchführungsausdruck. 10. Behörde. 11. Inselgruppe in der Südsee. 12. Verneinung. 13. Bezirk. 14. Landst. 16. Pak. 19. Ton auf der italienischen Tonstala. 20. Nebenfluß des Rheins. 21. Kopfbedeckung. 23. Fluß in Sibirien. 26. Abzahlungssumme. 28. Schwein. 30. Mähg. 31. Germanisches Getränk. 32. Deutscher Strom. 34. Ziel. 35. Hohes Bauwerk. 36. Englische Würde. 37. Ehemalige russische Herrscherin. — Senkrecht: 1. Musikinstrument. 2. Ton in der Musik. 3. Biblische Figur. 4. Europäische Hauptstadt. 5. Deutscher Strom. 6. Griechischer Buchstabe. 8. Musikinstrument. 9. Kleines Insekt. 11. Amerikanischer Spottname. 12. Römischer Schriftsteller. 15. Land in Asien. 17. Bund. 18. Tonart. 22. Fluß in England. 24. Männerzierde. 25. Griechischer Waldgott. 27. Freiheitshebd. 29. Nachtvogel. 30. Stadt in Peru. 33. Mineral. 34. Englische Insel. 36. Nahrungsmittel.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 76: Wagerecht: 1. Bob. 5. Papa. 7. Egon. 9. Lavalier. 11. Ball. 12. Farm. 14. Adler. 15. Grad. 17. Eins. 19. Vierzig. 22. Bonn. 23. Atem. 24. Ein. — Senkrecht: 1. Brav. 2. Beet. 3. Fall. 4. Gera. 6. Paladin. 8. Gefreit. 10. Aller. 11. Bug. 13. Mus. 16. Azon. 18. Zael. 20. Ente. 21. Zahn.

## Frauen-Zeitung

Wie kleide ich mich richtig? Ist die Kleidung beim Mann nur der Rahmen für seine Persönlichkeit und seinen Beruf, der nicht auffällig betont wird, so ist die Toilette der Frau ein Teil ihrer selbst, und sie wird nur dann in ihrer Kleidung das Richtige treffen, wenn sie ihre Sachen zu ihrem Wesen in harmonischen Einklang bringt. „Sich richtig kleiden, erfordert eine ganz persönliche Einstellung auf sich selbst“, schreibt darüber Carla Grassi in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“. „Es ist nötig, seinen äußeren und inneren Menschen scharf charakterisieren zu können, seinen „Typ“ endgültig festzulegen, ehe man sich von seiner Kleidung Erfolg versprechen kann. Drei Momente spielen in der Frauenkleidung eine große Rolle: Farbe, Gewebe und Linie. Der „belle Typ“ wird sich vor allzu warmen Farben ebenso hüten müssen wie vor zu weichen Stoffen. Der „dunkle Typ“ wird instinktiv kalten Schattierungen feindlich gegenüberstehen. Dazwischen liegen die vielen Variationen bei Auswahl von Stoffen, je nach Augenfarbe und Hauttönung. Ebenso maßgebend wie Farben- und Stoffwahl ist der Schnitt für die Kleidung. Die jeweilige Mode in Ehren! Aber es ist keiner Frau zu verzeihen, wenn sie der Mode Zugeständnisse macht, die ihren Körper entstellen. Jede Frau sollte ihren Körper so weit kennen, daß sie mit seinen Vorzügen und Mängeln vertraut ist. Man kann mit kürzeren Rücken längere Beine vortäuschen, durch Faltenrod seine Körperlänge vermindern. Die Taille kann — ob zu kurz oder zu lang — mit ein wenig Schläue immer um einige Zentimeter günstig verschoben werden. Koller Hals wird zu engen Ausschnitt meiden. Für starke Beine werden gemusterte Strümpfe und durchbrochenes Schuhwerk kaum existieren dürfen. Jede Frau sollte auch

ihre Silhouette kennen, die Linien der Schultern, der Hüften, der Beine. Und noch ein sehr wichtiges: man muß wissen, wie man in Bewegung aussieht, ob weich oder edig, flink oder oblegmatisch, nervös oder beherrscht. Dann wird man sich vor vielen ästhetischen Sünden hüten und z. B. davon absteigen, ein flatterndes Schürzenkleid zu tragen, wenn man stets im Eiltempo durchs Leben marschiert. Klugheit und Erfahrung bringen gar bald Erfolg. Es muß jede Frau so weit kommen, ihren eigenen Stil zu finden.

## Reise u. Verkehr

**Luftpost.** Der regelmäßige Luftpostverkehr wird aufgenommen: Am 8. April auf den Linien Frankfurt (Main) - Gießen - Kassel, Dortmund - Kassel - Halle (Saale) - Leipzig, Berlin - Halle (Saale) - Erfurt - Frankfurt (Main) - Mannheim - Karlsruhe; am 12. April auf den Linien Zürich - Stuttgart - Mannheim - Frankfurt (Main) - Hannover - Hamburg, Hamburg - Magdeburg - Halle (Saale) - Leipzig - Dresden, Berlin - Braunschweig - Dortmund - Essen - (Krefeld) - Düsseldorf, München - Stuttgart - Baden - Baden - Mannheim - Darmstadt, Plauen (Vogtl.) - Gera - Halle (Saale) - Dresden - Chemnitz Plauen (Vogtl.) - Fürth - Nürnberg - Stuttgart; am 15. April Berlin - Stettin; am 19. April auf den Linien Hamburg - Bremen - Amsterdam - London, Bremen - Hamburg - Kopenhagen - Malmö. Berlin - Hannover - Amsterdam - London, Essen - Rotterdam - London, Düsseldorf - Köln - Frankfurt (Main) - Mannheim - Basel, Mannheim - Frankfurt (Main) - Köln - Düsseldorf - Amsterdam, Dresden - Berlin - Lübeck - Kopenhagen - Malmö, Berlin - Danzig - Königsberg (Pr.) - Tilsit - Memel, Berlin - Breslau - Gleiwitz, Gleiwitz - Breslau - Halle (Saale) - Köln - London, Breslau - Görlitz - Dresden - Leipzig - Halle (Saale), Berlin - Leipzig - Fürth - Nürnberg - München - Innsbruck, Berlin - Halle (Saale) - München, München - Wien - Budapest, München - Zürich - Lausanne - Gené; am 26. April auf der Linie Stettin - Kalmar - Stockholm. Die Eröffnung weiterer Luftposten steht für Mai in Aussicht. Die Luftpost befördert: im Inland und nach der Freien Stadt Danzig gewöhnliche und eingeschriebene Briefsendungen jeder Art, Zeitungen und gewöhnliche Pakete, die in keiner Ausdehnung 60 Zentimeter überschreiten und auf den Bahnposten als dringend befördert werden; im Verkehr mit dem Ausland allgemein gewöhnliche und eingeschriebene Briefsendungen jeder Art, Zeitungen nach Dänemark, Holland, Schweden, Österreich, der Schweiz, Litauen einschl. Memelgebiet, Pakete, auch dringende, nach England, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Österreich und der Schweiz. Luftpostsendungen werden bei allen Postanstalten angenommen und müssen die Angabe „Mit Luftpost“ oder „Mit Flugpost“ tragen. Klebezettel „Mit Luftpost“ sind bei allen Postämtern vorrätig und werden auf Wunsch unentgeltlich abgegeben. Gewöhnliche Briefsendungen können auch durch die Briefkästen aufgegeben werden. Die neben den gewöhnlichen Gebühren zu entrichtenden Luftpostzuschläge sind mäßig. Ein einfacher Luftpostbrief im Inlandsverkehr, nach Danzig, Österreich, Litauen einschl. Memelgebiet kostet nur 10 Pf. Zuschlag. Die Verwendung von Luftpostmarken, von denen am 1. April eine neue Ausgabe mit anderem Bilde erschienen ist, empfiehlt sich zur besseren Kennzeichnung der Luftpostsendungen. Luftpostmarken und Luftpostkarten sind bei allen Postanstalten ständig zu haben. Eine beschleunigte Abtragung der Luftpostsendungen am Bestimmungsort erreicht man durch das Verlangen der Eilaufstellung unter Vorauszahlung der Eilaufstellgebühr. Für gewöhnliche Luftpostbriefsendungen von oder nach den Rohrpostbezirken Berlin oder München ist die Aufstellung als Rohrpostsendungen zweckmäßig. Nähere Auskunft über Flugpläne und Bestimmungen für Luftpostsendungen erteilen die Postanstalten.

## Radio und Rundfunk

Muß eine Rahmenantenne auf einen Holzrahmen gewidelt werden oder kann man auch einen Metallrahmen verwenden? Die Verwendung eines Metallrahmens ist im allgemeinen nicht zu empfehlen, denn die Isolierung der Drähte ist bedeutend schwieriger als bei einem Holzrahmen. Andere Bedenken bestehen wohl kaum, denn man hat mit einer probeweise angefertigten Rahmenantenne auf einem kreuzförmigen Metallgestell, bei dem die Drähte nur an den Enden der Kreuzarme in die Nähe des Metalls kommen, sehr gute Empfangsergebnisse erhalten.